

Da capo

Rolf Hochhuth verklagt den Berliner Senat

Der Streit um die sommerliche Nutzung des Berliner Ensembles geht in eine neue Runde: Der Schriftsteller Rolf Hochhuth, dessen Ilse-Holzappel-Stiftung die Immobilie gehört, hat eine Klage gegen den Berliner Senat eingereicht. Bereits vor sechs Wochen war ein Brief von Hochhuths Rechtsanwalt Markus Kerber mit der fristlosen Kündigung des Mietverhältnisses beim Regierenden Bürgermeister Klaus Wowereit eingegangen. Die Kulturverwaltung hatte mit dem Verweis auf die Vereinbarungen im Mietvertrag reagiert.

Der Senat ist Mieter am Schiffbauerdamm, Untermieter sind Claus Peymann mit seiner Truppe. Die Jahresmiete von 214.000 Euro ist vergleichsweise niedrig, weil Hochhuth vertraglich das Recht eingeräumt wird, während der Spielzeitpause des BE dort eigene Stücke zu zeigen. Allerdings nur, wenn er jeweils im ersten Quartal des Vorjahres konkrete Daten, Werktitel sowie den Namen des Regisseurs benennt. Für 2014 hätten diese Angaben bis zum 31. März 2013 vorliegen müssen. Der mittlerweile 82-jährige Hochhuth ist allerdings kein Meister der Langfristplanung. Wenn er verspätet seine Pläne anmeldet, sind seitens des Senats gewöhnlich schon die Firmen beauftragt, die während der Sommerpause nötige Instandhaltungsmaßnahmen im historischen Haus durchführen sollen.

Uwe Lehmann-Brauns, Berlins dienstältester Kulturpolitiker und seit 1979 für die CDU im Abgeordnetenhaus, spricht von „juristischer Erbsenzählerei“ und hält den „Rigorismus“ des Senats in Sachen Hochhuth-Vertrag für „kontraproduktiv“. Er kennt die unterschiedlichen Befindlichkeiten und hat den kantigen Schriftsteller bis 2012 selber als Rechtsanwalt betreut. Im Gespräch mit dem Tagesspiegel plädiert er dafür, dass der Senat sich mit Hochhuth an einen Tisch setzt, um den Vertrag einvernehmlich zu modifizieren. Diedrich Wulfert, Sprecher der Kulturverwaltung, bestätigt zwar, dass Staatssekretär André Schmitz zu einem solchen Treffen bereit sei. Gleichzeitig betont er, dass die staatliche Seite sich stets rechtlich korrekt verhalten habe – wie zwei bereits gewonnene Gerichtsverfahren bestätigen.

Rolf Hochhuth möchte im BE kommenden Jahr sein Stück „Sommer 14. Ein Totentanz“ zeigen. Wie passend. **F.H.**

Hildes Lied

Judy Winter spielt wieder „Der Teufel und die Diva“

Die Sonne brennt, kein Lüftchen geht und ganz Berlin ist in der Spielzeitpause. Ganz Berlin? Nein, die privat betriebenen Hauptstadtbühnen können sich keine Sommerpause leisten, sie brauchen regelmäßige Einnahmen auch dann, wenn draußen 30 Grad herrschen. Darum spielen sie sowohl in Dieter Hallervordens Schlossparktheater als auch in den Charlottenburger Woelffer-Bühnen weiter. Bis zum 16. August tritt Judy Winter im Theater am Kurfürstendamm jetzt wieder als Hilde Knief auf. Und Intendant Martin Woelffer hofft, nach der 95-Prozent-Auslastung bei „Gerüchte, Gerüchte“ mit Maria Furtwängler und der ebenfalls sehr gut gelaufenen Komödie „Eine Sommernacht“ mit Tanja Wedhorn einen weiteren Publikumsverfolg einfahren zu können.

„Der Teufel und die Diva“ heißt das erstaunlich bissige Stück von Fred Breinersdorfer und Katja Röder: Die gerade verstorbene Knief gerät darin heftig mit einem gewissen Herrn Mephisto aneinander. Der konfrontiert sie mit so manchem Detail aus ihrem Leben, über das sie eigentlich lieber nicht sprechen würde. Judy Winter geht mit geradem Rücken durch diese Lebensabrechnung, stark auch in den Gefühlsausbrüchen, im Schmerz. Und sie singt die Knief-Songs auf ihre eigene Art, fern jeder Imitation.

Als sie nach der Vorstellung mit einer Büchse in der Hand am Theaterausgang Spenden für die Berliner Aidshilfe sammelt, muss sich die Schauspielerin dennoch Kritik anhören: „Also ich muss Ihnen sagen“, erklärt eine jener resoluten Damen, die das Gros des Ku’damm Bühnen-Publikums ausmachen, „wir haben ‚Für mich soll’s rote Rosen regnen‘ vermisst!“ In der Tat rezitiert Judy Winter ganz am Schluss lediglich eine Strophe des Lieds, und während sich der Vorhang senkt, spielt Pianist Harry Ermer leise die Melodie an. „Nein“, wehrt die Schauspielerin das Ansinnen der Zuschauerin ab, ebenso sanft wie souverän. „Das mach ich nicht, aus Prinzip. Das Lied gehört nur ihr.“ **FREDERIK HANSEN**

FELLINI UNSERER TAGE Paolo Sorrentino und sein grandioser Film „La grande bellezza“

Das zartbittere Leben

Servillo statt Mastroianni: „La grande bellezza“ huldigt dem Meisterwerk „La dolce vita“

VON JAN SCHULZ-OJALA

Ja, der Schluss. Es ist früher Morgen, die Partygesellschaft stolpert an den Strand, und der reichlich beschwipste Held im feinen weißen Leinenanzug sieht plötzlich das Mädchen am jenseitigen Ufer einer Flüssenmündung stehen. Es ist die blonde Kellnerin mit dem Pferdeschwanz, der er unlängst ein paar Komplimentchen machte, und jetzt ruft sie ihm was zu, macht ihm Zeichen, tänzelt drüben im Sand, lächelt nur für ihn. Aber das Wasser ist viel zu tief und das Meer rauscht so mächtig, und so ruft er nur hinüber: „Ich versteh‘ nicht, ich kann dich nicht hören ...“ Und kleines, beiderseitiges Winken zum Abschied.

Schon recht, „La grande bellezza“, der neue, wieder einmal grandiose, inzwischen sechste Film von Paolo Sorrentino, endet nicht so. Aber irgendwie fast. Der Held steht auf einer Felseninsel, das Meer rauscht, und endlich erinnert er sich wieder daran, was seine Jugendliebe Elisa in jener frühen, wunderbaren Sommernacht sagte. Ja, auf einmal versteht er ihre Wörter wieder, es ist nur ein Sätzchen, er kann sie wieder hören und sehen, und in seiner Vorstellung ist sie, natürlich, überirdisch schön. Abschied könnte er nehmen jetzt oder anfangen, wieder anfangen zu schreiben, richtig zu schreiben, nicht für das Klatschmagazin, das ihm, dem Starreporter, ein Leben in Saus und Braus ermöglicht, sondern endlich, endlich seinen zweiten Roman. Und das ist der Anfang dazu.

Sie sind miteinander verward: Marcello Rubini aus Fellinis „La dolce vita“, der bezaubert ist von der Unschuld des Mädchens, das beim Tischdecken im schlechten Strandrestaurant allein durch zartes Plaudern zwei Film- und Lebensmühen lang seinen Gesellschaftssekkel linderte – und der alternde Playboy Jep Gambardella aus „La grande bellezza“, stets im weißen Leinenanzug und mit seinem wie mit Altöl eingefetteten Silberhaar. Oder sind sie ein und dieselbe Person? Society-Schreiberlinge, die es nicht zur Karriere als Romancier gebracht haben, kleine Zyniker, die den großen Moralisten in sich halbwegs elegant zu verbergen suchen? Charmante, beliebte, dauerglitzernde Oberflächenerscheinungen der verdammten real existierenden Welt und zugleich mit lebenslanger Sehnsucht nach Tiefe?

Auch wenn Paolo Sorrentino derzeit alenthalben beteuert, Fellinis Meisterwerk von 1960 habe ihn höchstens „unbewusst“ inspiriert: Zahllose Indizien deuten darauf hin, dass er Fellinis Helden, der bedenken- und haltlos durch die Partynächte Roms streunte, sehr gezielt auf eine Zeitreise geschickt hat – eine ins Heute und ins unabwendbare Älterwerden hinein. Fellini war knapp 40, als er den Mittdreißiger Marcello Mastroianni losließ in die urbane Luxuswelt der späten Fünfzigerjahre; und Sorrentino, Anfang Vierzig, lässt nun den Anfangfünfziger Toni Servillo einen Mittsechziger spielen, auch ihn in einer Luxusgesellschaft, aber in einer, die die große Krise wegzusaufen und wegzukoksen und wegzubotoxen sucht. Nur dass gegenüber der sterbenslustigen Lebensleere überwiegend junger Leute bei Fellini nun die fühlbare Panik vorm Tod hinzukommt.

Jep Gambardella, der selbsternannte König der Mondänen, scheint sie noch am wenigsten zu empfinden. In seinen Spaziergängen im Morgengrauen, in seinem trotz aller Partymacherei dauermäßigern Blick auf das ihn umgebende Humanbiotop wirkt er von akzeptierter Einsamkeit und dem Wissen um Vergänglichkeit nahezu entspannt durchdrungen – anders als Fellinis Held, der, mit zänkischer Verlobter und einem Papa zum Fremdeln und Fremdschämen, noch mitten im existenziellen Erkenntniskampf steht. Doch in der entfesselt feierwildem Gesellschaft der nicht mehr so viel Jüngeren, die sich noch jünger und schöner spritzen lassen, steckt schon die Verwesung, quietschbunt und klafertief.



Römische Elegie. Jep Gambardella (Toni Servillo, links) zeigt sich von seiner freundlichen Seite und tröstet einen Witwer.

Foto: DCM

Mit meist mildem Zynismus blickt Jep Gambardella auf die Welt

Momente der Wahrheit – und aus Geräusch wird Gespräch

Was also passiert in „La dolce vita 2“? Jep geht durch das Fegefeuer der Eitelkeiten wie Marcello, nur weniger staunend. Und vor dem gelegentlichen Heraus-schleudern böser Wahrheiten kann er auf die Zuführung strafmildernden Alkohols weitgehend verzichten. Seine sogenannten Freunde versammelt er in Hundert-schaften zu Beginn auf einer rauschenden – und berauschend von Luca Bigazzi ins Bild gesetzten – Dachterrassenparty anlässlich seines 65. Geburtstags. Kleingruppen lädt er auf die eigene Terrasse nahe dem Kolosseum, wo er etwa die Lebenslügen der Fernsehfrau Stefania (Galatea Ranzi) in einem fulminanten Monolog enttarnt. Einmal ist er dort mit Ramona (Sabrina Ferilli) ganz allein, und, siehe da, aus Geräusch wird Gespräch. Die alternde Stripperin erinnert an die von Anouk Aimée in „La dolce vita“ gespielte Edelherzogin Maddalena, und die verblüffende erotische Nähe zweier Illusionsloser erklärt sich ebenso mathematisch: Minus mal minus gibt

plus, Kälte mal Kälte erlaubt – für einen Lebensaugenblick – Wärme.

167 zeitlose Minuten dauerte „La dolce vita“, und auch Paolo Sorrentino gibt seinen Zuschauern immerhin 147 durchweg hochspannende Minuten, in denen ein paar Tage oder allenfalls Wochen im Leben des sich selbst oberüberflüssig findenden Jep Gambardella vergehen. Nächtliche Wanderungen durch wunderbare römische Palazzi, deren Türen sich geheimnisvoll öffnen; ein Wunder, in dem Flamingos vorkommen, und ein Zaubertrick mit Giraffe, oder ist es umgekehrt; und überhaupt Rom, nur dass es, anders als in Fellinis kalt kontrastreichem Schwarzweiß mit seiner Lust auf Baustellenmoderne, farbsatt leuchtet – in Cinemascope. Und irgendwann, wenn auch nur in träumender Vergegenwärtigung, geht es ans Meer. Soviel Sentimentalität darf sein.

Ach ja, der Schluss. Wer denkt, der Film sei zu Ende, wenn der Abspann beginnt, irrt sich gewaltig. Und das ist keineswegs metaphorisch gemeint.

— Ab Donnerstag in elf Kinos; OmU: Babylon Kreuzberg (dort auch ein Doppel mit „La dolce vita“ am 2. August), Hackesche Höfe, International, Neues Off

plus, Kälte mal Kälte erlaubt – für einen Lebensaugenblick – Wärme.

167 zeitlose Minuten dauerte „La dolce vita“, und auch Paolo Sorrentino gibt seinen Zuschauern immerhin 147 durchweg hochspannende Minuten, in denen ein paar Tage oder allenfalls Wochen im Leben des sich selbst oberüberflüssig findenden Jep Gambardella vergehen. Nächtliche Wanderungen durch wunderbare römische Palazzi, deren Türen sich geheimnisvoll öffnen; ein Wunder, in dem Flamingos vorkommen, und ein Zaubertrick mit Giraffe, oder ist es umgekehrt; und überhaupt Rom, nur dass es, anders als in Fellinis kalt kontrastreichem Schwarzweiß mit seiner Lust auf Baustellenmoderne, farbsatt leuchtet – in Cinemascope. Und irgendwann, wenn auch nur in träumender Vergegenwärtigung, geht es ans Meer. Soviel Sentimentalität darf sein.

Ach ja, der Schluss. Wer denkt, der Film sei zu Ende, wenn der Abspann beginnt, irrt sich gewaltig. Und das ist keineswegs metaphorisch gemeint.

— Ab Donnerstag in elf Kinos; OmU: Babylon Kreuzberg (dort auch ein Doppel mit „La dolce vita“ am 2. August), Hackesche Höfe, International, Neues Off

Oberfläche!

Paolo Sorrentino über Rom und die Society

„La grande bellezza“ wirkt wie eine große Reminiszenz an Fellinis „La dolce vita“. Wollten Sie eine Art Remake drehen?

So sollten Sie das nicht sehen. Mich fasziniert einfach die Stadt Rom. Sie ist so universell, sie bietet immer genug Stoff für einen neuen Film. Klar spukte da auch Fellini durch meine Fantasie, aber wohl eher unbewusst, er ist schließlich einer meiner Lieblingsregisseure.

Dennoch: Die Dekadenz, die Langeweile der Society, die Leere, die die Hauptfigur Jep Gambardella vor sich herträgt: Das erinnert schon sehr an Fellinis Marcello.

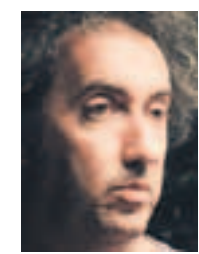
Es mag dieselbe Gesellschaftsschicht sein, aber ihr Selbstverständnis hat sich in den letzten 50 Jahren stark verändert. Heute ist sie viel gewöhnlicher und stiller. Die Welt, die Fellini beschrieben hat, war noch exklusiv. Also war es aufregend, dort hineinzusehen. Heute weiß man ja, wie es läuft. Dennoch erzähle ich in so einer Welt gerne meine Geschichten, trotz ihrer Oberflächlichkeit.

Vielleicht, weil Sie nur an einer kompromittierten, übertriebenen Version der Wirklichkeit interessiert sind?

Wenn Sie auf die Grundzüge meiner Arbeit in zwei Sätzen hinauswollen: Das ist natürlich schwierig. An der Realität interessieren mich ihre verborgenen Aspekte. Auf einer Feier zum Beispiel laufen die Leute meist zuerst zum Buffet oder besorgen sich was zu trinken. Ich dagegen schaue mir viel lieber das Schlafzimmer der Gastgeber an. So erfinde ich mir meine Realität.

Toni Servillo spielt in Ihren Filmen meist die Hauptrolle. Entwickeln Sie Ihre Drehbücher mit ihm im Kopf? Oder wollen Sie von älteren Männern erzählen, und da fällt Ihnen gleich Servillo ein?

Ich schreibe und denke dabei an Servillo, nicht andersherum. Für das Alter interessiere ich mich, weil ich es noch nicht kenne – aus reiner Neugier. Und Servillo



PAOLO SORRENTINO, geboren 1970 in Neapel, hat als Autodidakt seit 2001 sechs Filme gedreht, darunter die Polit-satire „Il Divo“ (2008) und „This Must Be the Place“ (2011).

fügt meinen Figuren immer etwas Neues hinzu. Das ist ungemein bereichernd.

Eines aber haben Ihre Filmhelden gemeinsam: Sie wirken sehr lebenserschöpfend.

So ist das eben. Man versteht das Leben leider immer erst, wenn es schon zu spät ist. Mit 30 weiß man, was man mit 20 hätte tun sollen. Mit 40 weiß man, was mit 30 richtig gewesen wäre. Und immer so fort. Das ist ein Gedanke, der sich durch alle meine Filme zieht.

Die Fragen stellte Karl Hafner.

Die Reise nach Ithaka hat gerade erst begonnen

In der Krise ist Konstantinos Kavafis wichtiger denn je: Wie die Griechen ihren bedeutendsten Dichter der Neuzeit feiern

Konstantinos Kavafis ist einer der bedeutendsten griechischen und europäischen Dichter der Neuzeit. Der 1863 in der griechischen Gemeinde Alexandrias geborene Sohn einer Kaufmannsfamilie gehört nach Nikos Kazantzakis zu den meist gelesenen und meist übersetzten Autoren Griechenlands. Dieses Jahr wird das Kavafis-Jahr gefeiert. Kavafis wäre am 29. April 150 Jahre alt geworden und erst am gleichen Tag genau vor 80 Jahren gestorben, ein doppelter Gedenktag also.

Die griechische Dichtkunst befindet sich in einer schwierigen Situation. Durch die Finanzkrise sind die zumeist in Athen ansässigen Verlage gezwungen, immer weniger Bücher herauszugeben. Und junge Autoren sollen ihre Bücher gleich auf eigene Kosten veröffentlichen. Wer sich in Griechenland Schriftsteller nennt, muss sich erstmals zu einer Zwangsversicherung verpflichten und Einnahmen mit 23 Prozent versteuern.

Zum Auftakt des Athener Kulturfestivals gab es im Herodes Atticus Theater ein Konzert mit vertonten Gedichten von Kavafis. Auf viel mehr großformatige Veranstaltungen darf man aber nicht hoffen. Es fehlt das Geld. Dennoch: Von einer echten Kavafis-Krise sind die Griechen

weit entfernt. Denn man kann ohne ihn einfach nicht auskommen. Auch wenn sich nur schwer erklären lässt, was das Mysterium seiner empfindsamen Dichtkunst ausmacht. In Philologenkreisen wird gar diskutiert, ob er nicht eine Bedrohung darstelle, weil ohne ihn keine ernsthafte Beschäftigung mit Dichtung möglich ist. Kavafis' Werke wie „Polis“ oder die „Barbaren“ erscheinen zeitübergreifend und aktueller denn je, aufgrund der wirtschaftlichen Krise im Land. Und sein Gedicht „Ithaka“ gehört für alle Zeiten zu den absoluten Lieblingsgedichten der Griechen. „Auch wenn es sich dir ärmlich zeigt, / Ithaka betrog dich nicht. / So weise, wie du wurdest, in solchem Maße erfahren, / wirst du ohnedies verstanden haben, / was die Ithakas bedeuten“, heißt es da am Ende. Kavafis nahm die Antike als Maske, zum Schutz seiner Träume, die ihn aus der engen Existenz eines homosexuellen Dichters in einer Amtsstube hinausführten. Kavafis' Ton und auch seine Biografie erinnern an den Portugiesen



K. Kavafis, 1900

Fernando Pessoa, der zur gleichen Zeit in Lissabon heimlich schrieb und gewaltige Horizonte imaginierte.

Im Gespräch mit griechischen Schriftstellern bestätigt sich die Kavafis-Verehrung. In einem Café im Zentrum Thessalonikis sitzt Dimitris Miggas vor einem Stapel Bücher über Kavafis. Für den heute 60-jährigen Autor ist Kavafis' Werk immer Orientierung und Leitfadend gewesen. Alle zeitgenössischen Literaten wurden von Kavafis beeinflusst.

Mit dem Kavafis-Studium beginnt man in Griechenland bereits in der Schule. Vom fünften Schuljahr bis zum Abitur gehört der Dichter zum obligatorischen Lehrstoff. Wer später selbst schreibt, dem bietet das griechische Buchzentrum in Athen sogar eine unerschöpfliche Auswahl an Dichtern aus der ganzen Welt an, die in der, wie man sagt, Kavafis'schen Tradition stehen. Die junge Autorengeneration nimmt sich Kavafis genau so zu Herzen wie die ältere.

Die Dichtung genießt in Griechenland seit der Antike einen hohen Stellenwert. Die beiden Literaturnobelpreisträger Griechenlands waren zunächst einmal Dichter und dann erst Schriftsteller. Und beide, Giorgos Seferis wie Odysseas Ely-

tis, haben zeit ihres Lebens Kavafis geschätzt und kritisch beäugt, ohne hinter sein Erfolgsgeheimnis zu kommen.

Die junge Autorin und Philologin Maria Rapti empfindet ihn als dramatisch, ausdrucksstark und metaphorisch. Die Emotionen in seiner Lyrik erinnern sie an Heine, seine poetischen Bilder an Brecht. Sie kann sich ein Leben ohne ihr literarisches Vorbild nicht vorstellen. Vor allem, weil er die Griechen ständig dazu bringt, die Welt genauer zu betrachten.

Ein anderer Schwerpunkt in Kavafis' Schaffen ist die Beschäftigung mit historischen Ereignissen. Sie verläuft wie ein roter Faden durch sein gesamtes Werk. Das gilt für die historischen wie für die intimen, erotischen Verse, in denen er sich nach der Liebe und Anmut junger Männer verzehrt. Die Griechen, die mit der Erinnerung einerseits wie mit einem musealen Gegenstand umgehen, andererseits sich mit Vergangenheit überhaupt nicht beschäftigen, verstehen durch Kavafis' Umgang mit der Geschichte auch ihre eigene, krisengeplagte Gegenwart.

Auch einer der erfolgreichsten Kinderbuchautoren Griechenlands hält Kavafis für den Gral der heutigen Dichtkunst. Aris Dimokidis hat mit seinen 34 Jahren

bereits 12 Kinderbücher herausgebracht. Kein anderer habe eine solche Fähigkeit besessen, die menschlichen Sinne zu erweitern, so Dimokidis. Er fühlt sich seit seiner Schulzeit von Kavafis' Sprache magisch angezogen und beschreibt sie als würdevoll und seriös. Manchmal sei sie mit einem ironischen Unterton versehen, aber immer respektvoll, nie anmaßend.

2013 muss man Veranstaltungen zu Ehren von Kavafis mit dem Fernglas sudie Welt genauer zu betrachten.

chen. Das sagt aber nicht viel über die Verehrung für den Dichter. Man ist sich in Griechenland bewusst, dass Kavafis' Gedichte bittere Wahrheiten über das Wesen und das Denken der Griechen aussprechen, insbesondere die Diskrepanz zwischen einer glorreichen (oder auch glorifizierten) Geschichte und einer harten Gegenwart. Mit Kavafis gesprochen, haben die Griechen in der Krise ihre Reise nach Ithaka, nach Hause, erst kürzlich begonnen. **MARIANTHI MILONA**

ANZEIGE
BAR JEDER VERNUNFT - Heute 20 Uhr
Gayle Tufts
Some like it Heiß! // Tickets 030. 8831582